



Predigt

Thema: Von Kinder- und anderen Liedern
Pfarrer/in: Andrea Spingler
Predigtort: Stephanus
Datum: 29. April 2018
Bibeltext: Matthäus 21, 14-17

Der Predigt voraus geht das Lied „Weisst du, wieviel Sternlein stehen“ (RG 531):

*Weisst du, wie viel Sternlein
stehen
an dem blauen Himmelszelt?
Weisst du, wie viel Wolken
gehen
weithin über alle Welt?
Gott der Herr hat sie gezählet,
dass ihm auch nicht eines fehlet
an der ganzen großen Zahl.*

*Weisst du, wie viel Mücklein
spielen
in der heissen Sonnenglut,
wie viel Fischlein auch sich
kühlen
in der hellen Wasserflut?
Gott der Herr rief sie mit Namen,
dass sie all' ins Leben kamen,
dass sie nun so fröhlich sind.*

*Weisst du, wie viel Kinder frühe
stehn aus ihrem Bettlein auf,
dass sie ohne Sorg' und Mühe
fröhlich sind im Tageslauf?
Gott im Himmel hat an allen
seine Lust, sein Wohlgefallen;
kennt auch dich und hat dich
lieb.*

Predigttext: Matthäus 21, 14-17:

Und es kamen Blinde und Lahme im Tempel zu Jesus, und er heilte sie. Als aber die Hohen Priester und Schriftgelehrten die Wunder sahen, die er tat, und die Kinder, die im Tempel schrien: Hosanna dem Sohn Davids!, wurden sie unwillig und sagten zu ihm: Hörst du, was die da sagen? Jesus sagt zu ihnen: Ja! Habt ihr nie gelesen: Aus dem Munde von Unmündigen und Säuglingen hast du dir Lob bereitet? Und er liess sie stehen, ging aus der Stadt hinaus nach Betanien und blieb dort über Nacht.

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder,
bin ich wohl die einzige, die das Lied, das wir vorhin gesungen haben, tief innen anrührt? „Weisst du, wieviel Sternlein stehen“ – ja, ich gebe es gerne zu: Die eingängige Melodie eines Volksliedes und die einfachen, bildreichen Worte gehen mir zu Herzen. Vielleicht weil ich Erinnerungen damit verbinde? Kindliche, tief eingegrabene, ganz persönliche? Vielleicht, weil die schlichte Sprache mir längeres Nachdenken verbietet und mich einfach mitschwingen lässt, mitschwelgen und innerlich mittanzen? Vielleicht auch, weil mich die Fragen, die das Lied stellt, mit hinein nehmen; nein, ich weiss es nicht, wieviel Sternlein da stehen und wieviel Mücklein spielen. Und weil ich es nicht weiss, genau so wenig wie ein Kind es wissen kann, deshalb kann ich ein wenig kindlich darüber staunen, dass „Gott der Herr sie alle gezählet“ hat und sie und ich bei ihm aufgehoben sind.

Ich weiss es nicht recht, weshalb mich das Lied so anrührt. Und wenn ich darüber nachdenke, gerate ich schnell einmal ins Zweifeln. Ist es denn überhaupt legitim, so mitzusingen? So unüberlegt, so kindlich, vereinfacht. So grundlos vertrauensvoll? Müsste der wache, der erwachsene Geist nicht reflektieren, nicht genauer nachfragen und sich dann auch ein wenig wehren gegen das unbedachte Mitschwingen und Mitschwelgen?

Als Chorsängerinnen und Chorsänger kennen wir besonders gut, was allen, die dann und wann in Lieder mit einstimmen, nicht fremd sein kann: Nur ganz selten singen wir eigene Worte und eigene Melodien; Texte und Musik, die wir selber gedichtet haben, und die deshalb wirklich „authentisch“ sind. Allermeistens nisten wir uns in Klängen und Sätzen von andern ein. Wir leihen ihnen unsere Stimme und lassen die fremden Worte so für einen Moment zu den Unseren werden. Wir singen Psalmtexte und Choräle, Messen und Oratorien und wissen dabei immer: Das würden wir selber nicht so sagen. Aber wir singen es. Und dann und wann – gar nicht so selten – berührt uns seltsam, was wir singen. Nicht nur die Klänge, sondern auch die Worte. Ein Sanctus, ein Halleluja oder ein Ave maris stella. Worte, von denen wir gar nicht so recht wissen, ob wir mit ihnen wirklich einverstanden sind. Ist das die perfide Wirkung des Singens, dass wir uns damit selber übertölpeln? Die Hinterlist der Musik, gegen die wir uns als aufgeklärte Kopf-Menschen wehren müssten: Dass unser Bauch sich dem Gott, an den wir vielleicht gar nicht recht glauben, plötzlich näher fühlt, als uns lieb ist. Dass wir ihm voller Ergriffenheit das Lob singen – ihm, der doch gar nicht in unser Weltbild passt?

Ich meine diese Fragen ernst. Auch wenn die Psalmtexte, das Credo aus der Messe oder eben dieses „Gott, der Herr, hat sie gezählet, dass ihm auch nicht eines fehlet“ – auch wenn diese Worte meinem persönlichen Vertrauen tatsächlich nicht allzu fern sind. Aber auch mein durchaus vertrauensvoll glaubender Kopf meldet sich nicht selten kritisch zu Wort, und ich frage mich, ob ich mir mit klangvollen, runden Harmonien und mit erhebenden Melodien nicht Sätze in die Seele hineinsinge, die ich eigentlich viel kritischer und differenzierter formuliert haben möchte.

Ich kann mir darauf nicht selber eine Antwort geben. Aber ich werde fündig bei Fulbert Steffensky, einem der sprachmächtigsten deutschen Theologen unserer Zeit. Ich habe das Bild, das er in Vorträgen und Aufsätzen immer wieder verwendet, schon einmal zitiert. „Unsere Enkelkinder“, schreibt Steffensky – „unsere Enkelkinder, also sie noch klein waren, schlappten gerne in unseren Schuhen und Pantoffeln durch die Wohnung. Sie spielten, sie wären wir. (...) Was tun wir, wenn wir die (...) grossen Sätze (...) unserer Tradition sprechen? Wir schlappen in der Sprache und in den Bildern unserer Toten durch diese Kirche. Diese Sprache passt uns nicht ganz; wir haben sie uns nicht ausgedacht. Es sind oft zu grosse Worte für unseren kleinen Glauben, für unsere karge Hoffnung und für unser beschränktes Verstehen. (...) Mich langweilt ein überbordender Authentizitätswunsch, der sich ausdrückt in der Ablehnung der alten Bilder, der alten Sprache und der alten Formeln. Die Beschränkung auf das Zeitgemässe, auf das Sagbare, auf das Verständliche ist eine Selbstverdammung zur Glaubensdürftigkeit. In den Formeln, in den fremden Sprachen der Toten springe ich weit über mein Sprachvermögen hinaus.“¹ Soweit Steffensky.

¹ Fulbert Steffensky in einem in Schaffhausen gehaltenen Vortrag. Leider finde ich dafür keine schriftliche, zitierfähige Quelle.

Natürlich erhebt sich dagegen auch Einspruch – auch in mir und auch in Fulbert Steffensky selber. Natürlich ist es nicht getan damit, dass wir uns in der Tradition bergen und darin herumschlagen wie in den Pantoffeln der Grosseltern. Natürlich will der Glaube auch durchdacht sein und hinterfragt, mit allem, was mir an kritischem Geist dafür zur Verfügung steht. Natürlich will ich die Tradition weiterdenken, will und muss selber Worte finden für das, was mich trägt. Und wenn ich so durchdenke und hinterfrage, dann wird das dann und wann auch eine Auswirkung auf mein Singen haben. Es gibt Lieder, die ich heute nicht mehr singen mag, auch wenn sie mich als Jugendliche einmal tief bewegt und durch die Gefühls-Stürme einer jungen Erwachsenen hindurch getragen haben. Aber es gibt auch die andern, in denen ich mich noch immer oder ganz neu wiederfinde. Weil ich ahne, dass ich auch mit allem Nachdenken und Theologisieren Gott nie tiefer werde erfassen können als diese einfachen und von kindlichem Urvertrauen erfüllten Bilder des Gottes, der die Sternlein zählt, der auch mich kennt und lieb hat.

Aber gehen wir nach diesem längeren Umweg wieder zurück zum Predigttext: Was die Kinder damals, im Tempel gesungen haben, das rührt zunächst niemanden an. Sie werden vermutlich nicht besonders schön gesungen haben – kein glockenreiner Knabenchor. Und auch die Worte ihres Gesangs sind offenbar nicht anrührend, sondern vielmehr ausgesprochen aufregend! „Hosanna dem Sohn Davids“, singen sie Jesus entgegen und bringen mit ihrem Loben die Hohen Priester und Schriftgelehrten zum Toben. Dass Jesus ein paar Momente vorher noch im Tempel herumgebrüllt und die Händler von dort vertrieben hat, das scheinen die Hüter der religiösen Ordnung unbekümmert zur Kenntnis genommen zu haben. Aber dass er jetzt Blinde und Lahme heilt, und dass die Kinder Jesus in ihrem Gesang als den Davidssohn, den ersehnten Erlöser preisen, das lockt sie definitiv aus der Reserve. Das eine hatte zwar kurz für Trubel gesorgt, ist aber theologisch unbedenklich. Die Macht zu Heilen und nun ganz besonders der Titel des Davidssohns – das hingegen sind Zeichen der Hoffnung auf Befreiung von der römischen Besatzungsmacht und auf ein neues, anderes Reich. Hosanna, dem Sohne Davids! Das kann nicht unwidersprochen stehen bleiben. Kein Mensch darf unbedacht zum Erlöser emporgejubelt werden. Und wenn schon, dann sind für eine politisch und theologisch derart schwerwiegende Beurteilung dieses Jesus von Nazareth gewiss nicht kreischende Kinder zuständig, sondern gebildete und besonnene Erwachsene.

Die Kinder aber singen. Sie singen gewiss so unbekümmert, wie das Kinder eben tun. Und vielleicht wird ihr Lied von den Grossen gerade deshalb gehört. Neu gehört und anders gehört. Ja, vielleicht ist, dass die Kinder eben singen überhaupt die wesentlichste Feststellung auch für alle, die dem Kindesalter längst entwachsen sind: Wenn wir über Gott sprechen, dann müssen wir im Grund das Meiste, was wir sagen, auch wieder zurücknehmen. Jedes Bild, das wir verwenden, braucht die Ergänzung durch ein ganz anders. Jedesmal, wenn wir meinen, etwas von ihm begriffen zu haben, wird auch wieder das grosse Unverständnis folgen müssen. Nur möglichst vieldeutig können wir uns dem Ewigen und seinem grossen Geheimnis wirklich annähern. Zu ihm singen und zu ihm beten – das hingegen kann man in unbekümmerter Eindeutigkeit. Wir brauchen nicht Kinder, weder naiv noch kindisch zu werden, um immer wieder auch Worte zu singen, die sich unserem umfassenden Verstehen entziehen. Gedanken, für die uns selber die Worte fehlen. So singen sollen wir auch als besonnene Erwachsene.

Wir singen vielleicht so ähnlich, wie manche von uns zumindest in Gedanken schon einmal einen Liebesbrief an einen insgeheim Verehrten und im Grunde doch ziemlich Unbekannten geschrieben haben. Mit Worten, die wenig Objektives an sich haben, aber die von tief innen kommen. Mit Worten, die ich kaum jemandem und vielleicht nicht einmal mir selber gegenüber rechtfertigen kann, die vielleicht alle ausser der Schreiberin und dem Empfänger belustigen, aber die doch zumindest für diese beiden richtig sind.

Ein Lied kann das auch. Es braucht nicht immer ein Kinderlied zu sein. Vielleicht ist mal ein Blues angemessen und mal harter Rock, mal ein lüpfiger Jutz und mal ein gediegener Bach-Choral. In jedes Lied werd ich unter Umständen mein kindliches Vertrauen hineinlegen können. Das Vertrauen, für das alle eigenen Worte zu klein und zu unpassend sind, und das deshalb nur in die viel zu grossen Pantoffeln derer hineinpasst, deren Worte ich mir jetzt leihe. Deshalb: auch wenn ich die Weite und Tiefe der Worte nicht zu ermessen vermag – mitsingen kann ich sie allemal: Hosanna, dem Sohne Davids! Amen.